

Weniger ist nicht genug

Ein Plädoyer für eine ambitionierte kirchliche Transformation

Die Debatte über die Zukunft des kirchlich verfassten Christentums ist im vollen Gange. Kirche wird kleiner und gerät in die gesellschaftliche Minderheitenposition. Sich mit einem bloßen Weniger an Kirche zufrieden zu geben, genügt allerdings nicht. Spiritualisiertes Gesundshrumpfen, ein aussitzendes Hoffen auf bessere Zeiten oder die Konzentration auf die kleine Herde führen in die ekklesiologische Sackgasse. Was es braucht, ist eine ambitionierte kirchliche Transformation.

Björn Szymanowski

Dass die Kirche unausweichlich zusammenschrumpfen wird, ist nicht zu bestritten. Schon die *Freiburger Studie zu Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuer* hat dies 2019 deutlich vor Augen geführt: Gemessen an der damaligen Austrittsquote wird sich die Zahl der katholischen Kirchenmitglieder bis 2060 auf rund 12 Millionen halbieren (vgl. *Gutmann/Peters* 2021). Angesichts der drastisch gestiegenen Austrittszahlen in den vergangenen Jahren ist mittlerweile eine Reduktion der Mitglieder auf ein Drittel wahrscheinlicher (vgl. *Gutmann/Peters* 2023, 35). Die Austritte verursachen – nach konservativer Rechnung – bis zum selben Zeitpunkt einen prognostizierten Kaufkraftverlust (inflationbedingte Wertsenkung des Geldes) der katholischen Kirche von über 50 Prozent. Im Verbund mit beträchtlichen Personalengpässen hat diese Entwicklung erheblich zu einem strukturellen Um- oder besser Rückbau der traditionellen Gestalt pastoraler Basisorganisation beigetragen. Seit 2000 hat sich die Zahl der Pfarreien und sonstigen Seelsorgestellen deutschlandweit um mehr als ein Viertel reduziert.

Die Phänomenologie des Schrumpfens ist damit noch keinesfalls erschöpft. Die Skizze zeigt aber: Die Lage ist ernst und das Kleinerwerden eine Realität, der nicht ausgewichen werden kann. Kein Wunder also, dass die Sehnsucht nach den ‚guten alten Zeiten‘ im Binnenbereich von Kirche zunimmt. Es steht viel auf dem Spiel: von berufsbiografischen Identitäten bis hin zur geistlichen Heimat. Was menschlich verständlich ist, wird organisational zum Problem, wenn das unaufhaltsame Kleinerwerden in eine Richtung verläuft, die Kirche nicht weiter, sondern bloß enger macht. Dieser Effekt kann vielfach beobachtet werden, nämlich dort, wo diözesane Reformen nur die Strukturen der Pastoral, nicht aber ihre Aufgabe in einer postmodernen Gesellschaft in den Blick nehmen; wo Pfarreien trotz Fusion und eklatantem Mitgliederschwund überkommene Gemeindebilder reproduzieren; wo lediglich

Björn Szymanowski

Dr. theol., Leiter des Kompetenzzentrums *Führung in Kirche und kirchlichen Einrichtungen* am Zentrum für angewandte Pastoralforschung (zap) in Bochum sowie Mitgründer und Direktor der dortigen zap:academy.

ein Bruchteil der Mitglieder über die Zukunft von Kirche entscheiden; wo vielversprechende Aufbrüche im Streit über die Gottesdienstordnung scheitern oder wo Fakultäten aus Angst vor einer Selbstkannibalisierung des theologischen Vollstudiums auf neue Studiengänge verzichten. Überall dort und vielerorts mehr wird das Schrumpfen zum willkommenen Anlass, um sich in die binnenkirchliche Komfortzone zurückzuziehen und manchmal einen „bequemen Traditionalismus“ (Rahner 1972, 33) zu pflegen.

Ein bloßes Weniger an Kirche allerdings ist keinesfalls genug. Das Kleinerwerden darf nicht nur ertragen, sondern muss gestaltet werden. Was es braucht, sind theologische, geistliche und organisationale Investitionen in eine Kirche, die ambitioniert umsteuert. Drei Perspektiven erweisen sich meines Erachtens als besonders fruchtbar.

SAMMLUNG IST SENDUNG UND SENDUNG ZIELT AUF WACHSTUM IN VIELFALT

Das Christentum ist von seinem Ursprung her auf Wachstum in Vielfalt angelegt. Gleich zu Beginn des Markusevangeliums wird das kompakt greifbar: „Nachdem Johannes ausgeliefert worden war, ging Jesus nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,14 f.) Die Szene markiert den Startpunkt des Wirkens Jesu in Israel und ist charakteristisch

für das biblische Sendungsverständnis: Jesus ergreift die Initiative. Er wartet nicht, bis Menschen zu ihm kommen. Der Augenblick für Umkehr und Glaube ist günstig, weil die

Was es braucht, sind theologische, geistliche und organisationale Investitionen in eine Kirche, die ambitioniert umsteuert.

Zeit erfüllt und das Gottesreich nahe ist. Nur wenige Verse später folgt die erste Berufungsszene (vgl. Mk 1,16 f.): Am Meer von Galiläa ruft Jesus Petrus und Andreas in die Nachfolge, das

heißt konkret: zu und hinter sich. Er stiftet Gemeinschaft und nimmt die Jünger in seine Lehre, damit sie zu Menschenfischern werden. Sammlung und Sendung greifen biblisch untrennbar ineinander. Wer einen Platz in der Gemeinschaft Jesu einnimmt, hat Anteil an seiner Mission. Biblisch betrachtet verspielt der Rückzug in die beschauliche Komfortzone also den Kairos der Gottesherrschaft und verkennt den Sendungscharakter, dem jede Sammlung (ekklesia) innewohnt. Das Wirken der Jünger:innen von heute ist – nach wie vor – „Fortsetzung der Sendung Jesu“ (Schnelle 2009, 283).

Was das intendierte Ziel dieses Wachstums angeht, ist Differenzierung geboten. Das biblische Zeugnis wäre grundlegend missverstanden, wenn der Ruf zur Umkehr auf plumpe Rekrutierung oder Uniformität in Glaubensdingen verkürzt würde. Selbstverständlich kennen die Evangelien Jünger:innen, die Jesus auf seinem öffentlichen Weg im Ganzen nachfolgen und unter denselben Bedingungen leben wie er: heimat-, familien- und besitzlos (vgl. Mt 8,20; Mk 10,28–30 par.). Dieser Ruf ergeht aber nicht an alle Menschen, denen Jesus begegnet. Die Evangelien berichten von zahlreichen

Personen, die auf Jesus hören, ihn unterstützen oder mit ihm sympathisieren – ohne allerdings mit ihm dauerhaft auf Wanderschaft zu gehen: der Bettler Bartimäus, der Jesus nur für kurze Zeit begleitet (vgl. *Mk* 10,52), der Pharisäer Nikodemus, der nachts zu Jesus kommt (vgl. *Joh* 3,1 f.) oder Josef von Arimathäa, der geheime Jünger (vgl. *Joh* 19,38). Entscheidend ist: Ein soteriologisches Defizit entsteht ihnen dadurch nicht. Die intensive Jesus-Nachfolge ist weder Ideal- noch Normalfall.

Mit anderen Worten ist die Jünger:innen-schaft Jesu nach neutestamentlichem Zeugnis „offen genug für unterschiedlichste Gestalten der heute vorfindbaren Zugehörigkeit und unterschiedliche Grade der Nähe und Ferne zur kirchlichen Institution“ (*Collet/Eggensperger/Engel* 2018, 227). Eine Kirche, die kleiner wird, setzt diese Vielfalt der Nachfolge nicht automatisch aufs Spiel. Mit dem Rückzug in die Komfortzone hingegen steigt das Risiko beträchtlich. Denn wo personelle und finanzielle Ressourcen mehrheitlich in einige wenige Sozialformen für einige wenige Mitglieder fließen, da wird Sammlung als Isolierung und Sendung als Verengung betrieben. Ob das im Fall der klassischen Pfarrei- und Gemeindegeseelsorge zutrifft, für die je nach Bistum immerhin rund die Hälfte der Kirchensteuerermittel aufgewendet werden, obwohl sie nachweislich nur zweieinhalb von zehn gesellschaftlichen Milieus erreicht, ist damit noch nicht gesagt. Der Verdacht liegt allerdings nahe. Eine ambitionierte kirchliche

Eine ambitionierte kirchliche Transformation bricht mit der Dominanz einiger weniger Sozialformen und etabliert Zugangs- und Kontaktwege im Plural.

Transformation bricht mit der Dominanz einiger weniger Sozialformen und etabliert Zugangs- und Kontaktwege im Plural. Ein Weniger an alternativen Anschlusspunkten gelebter Nachfolge ist keineswegs genug. Dieser Anspruch kommt vom Ursprung.

DER GESELLSCHAFTLICHE BEDARF AN PROFESSIONELLEM KIRCHLICHEN HANDELN

Mit der Weite der Sendung korrespondiert der gesellschaftliche Bedarf an weltzugewandten, gerade nicht um Rückzug bemühten weltanschaulichen Gemeinschaften. Denn trotz rückläufiger Bindung sind die Erwartungen an Kirche nach wie vor hoch. Das gilt in unterschiedlicher Hinsicht: Der jüngst erschienene dritte Bericht der Bundesregierung zur welt-

weiten Lage der Religions- und Weltanschauungsfreiheit ist ein prägnantes Beispiel aus politischer Perspektive. Mit bemerkenswerter Klarheit wird anerkannt, „dass religiöse Akteurinnen und Akteure substanzielle Beiträge zur Erreichung aller nachhaltigen Entwicklungsziele leisten können“ (*BMZ* 2023, 43). Darum ist die Intensivierung des Dialogs und der Kooperation mit ‚religiösen Change Agents‘, auch in Sachen Demokratiestärkung, erklärtes Ziel der Bundesregierung. Soziologische Studien spiegeln den Befund: Einer der wichtigsten Bindungsfaktoren katholischer Kirchenmitglieder ist das kirchliche Engagement für Gerechtigkeit und Solidarität. Sogar

Konfessionslose erwarten von den Kirchen, dass sie Beratungsstellen für Menschen mit Lebensproblemen betreiben, öffentlich zur Trauerbewältigung beitragen, Armut bekämpfen helfen, caritativ tätig sind und sich humanitär, friedenspolitisch sowie ökologisch einsetzen. Ein Weniger auf diesen Gebieten ist nicht genug. Mehr noch: Ein Weniger führt umso stärker ins gesellschaftliche Abseits. Der Rückzug auf die Beschäftigung allein mit religiösen Fragen stellt nicht zufrieden. Doch auch das seelsorgliche ‚Betätigungsfeld‘ wird nicht nur gesellschaftlich geschätzt, sondern nachgefragt – und zwar in einer spezifischen Form. Ein Paradebeispiel ist die kirchlich organisierte, in behördliche Strukturen verflochtene Notfallseelsorge. Schon eine Episode aus der Entstehungsgeschichte spricht Bände: Durch die Ausdifferenzierung der rettungsmedizinischen Infrastruktur nach dem Zweiten Weltkrieg verlagerten sich Krankheit und Tod zunehmend in die Kliniken. Die Kirchen reagierten mit einem flächendeckenden Aufbau der Krankenhausseelsorge. Gleichzeitig verlor die Begleitung häuslicher Todesfälle durch den Ortspfarrer an Selbstverständlichkeit. Angehörige blieben darum meist unbegleitet zurück. Diese Lücke in der psychosozialen Versorgung wurde nun nicht von den Kirchen, sondern überraschenderweise von den Einsatzkräften aus Rettungsdienst und Feuerwehr moniert. Sie waren es, die seit den 1980er-Jahren mit Nachdruck an die Kirchen appelliert haben, eine seelsorgliche Betreuung auch im Notfall zu gewährleisten – und das nicht allein darum, weil ihr eigener Einsatz einer Entlastung bedurfte, sondern weil ein grundlegender Wandel im Medizinverständnis für eine Berücksichtigung auch der psychosozialen Bedürfnisse von Betroffenen sensibilisierte.

Die Botschaft ist unmissverständlich: Gesellschaft und Politik trauen den Kirchen zu, angesichts sprachlos machender Trauer angemessene Worte zu finden und als Kooperationspartner in einem mittlerweile hochprofessionalisierten System psychosozialer Notfallversorgung zu agieren. Seelsorgliche Tiefe, Professionalität und eine selbstverständliche Nutzenorientierung gehören im Feld der Notfallseelsorge aufs Engste zusammen. Ähnliches lässt sich auch für die Krankenhaus-, Militär-, Gefängnisseelsorge und viele weitere pastorale Gelegenheiten sagen.

Konsultiert man neueste pastoralsoziologische Befunde, verdichtet sich diese Beobachtung: Den Kirchen wird über alle Alters- und Milieugrenzen hinweg gerade dort eine öffentliche und individuelle Relevanz zugeschrieben, wo sie mit hoher biografischer Passung, guter Qualität und dezidiert dienstleistungsorientierter Haltung auf gesellschaftliche Bedarfe reagieren. Es braucht eine kirchliche Transformation, die diese Befunde (unter den Vorzeichen des Kleinerwerdens) ernstnimmt und ambitioniert für eine Novellierung der bisherigen Prioritätenlisten von Bistümern, kirchlichen Einrichtungen und Pfarreien fruchtbar macht. Inspirierende Projekte und Initiativen gibt es bereits, übrigens auch in der evangelischen Kirche: Die Kasualagentur *st. moment* in Hamburg, citypastorale Aufbrüche im Bistum Fulda und auch viele der Erprobungsräume der *Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM)*, um nur einige Beispiele zu nennen. Eine Kirche hingegen, die angesichts der ins Wanken geratenden Sicherheiten und Mitgliederzahlen in Frustration verfällt, Realitäten weg-spiritualisiert oder sich in die kleine Herde zurückzieht, wird dem artikulierten gesellschaftlichen Bedarf kaum gerecht werden können.

DAS ‚PROBLEM‘ MIT DER SINNSUCHE

Der gesellschaftliche Bedarf darf nun nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Lage kirchlicher Religiosität in Deutschland prekär ist. Der Orientierungstyp der ‚Säkularen‘ macht mit 56 Prozent, so die 6. *Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU 6)*, mittlerweile die Mehrheit der Bevölkerung aus. Aber nicht nur das: Rund ein Drittel der Kirchenmitglieder gehören diesem Typus an. Trotz ihrer Kirchenmitgliedschaft spielt Religiosität in ihrem Leben keine Rolle (vgl. *EKD 2023*, 21). Eine ausgeprägte Spiritualität, so kann man resümieren, ist heute ein gesellschaftliches Minderheitenphänomen. Das säkulare Driften scheint unaufhaltsam und wird sogar immer häufiger so interpretiert, als hätte ein Großteil der Bevölkerung nicht nur den Bezug zur religiösen Sprache verloren, sondern verzichte gänzlich darauf, dem Leben eine tiefere Bedeutung zuzuschreiben. Die meisten gingen schlicht nicht mehr auf Sinnsuche. Wer davon überzeugt ist, wird sich ernsthaft fragen müssen, ob es nicht doch an der Zeit ist, die Aufmerksamkeit auf die 13 Prozent der Kirchlich-Religiösen oder die 19 Prozent der Bevölkerung zu richten, die (noch) ein christliches Gottesbild teilen (vgl. *Kläden 2023*, 14).

Davon abgesehen, dass der Weg in die kleine Herde von hieraus nicht mehr weit ist, zeigt sich daran meines Erachtens ein Kardinalfehler im religionssoziologischen und theologischen Sinnverständnis. Denn dass ein gesamtgesellschaftlicher Verlust an Sinnsuche und -deutung überhaupt beobachtbar wird, liegt vor allem daran, dass der Sinnbegriff (zu) eng an die Phänomene von Religiosität bzw. Spiritualität gekoppelt und damit auf einen normativen Aspekt kapriziert wird. In

der Folge werden ‚säkular‘ gestaltete Lebensformen entweder durch die Hintertür wieder als latent religiös bzw. spirituell umgedeutet (Stichwort: anonymes Christentum) oder erst gar nicht in die Kategorie ‚Sinnsuche‘ eingeordnet. Im ersten Fall lässt sich dann unter der Oberfläche doch noch eine Vielzahl von religiös-spirituellen Lebensformen entdecken (Pluralisierungsfälle). Im zweiten Fall drängt sich die Drift in eine sinnentleerte Gesellschaft auf (Säkularisierungsfälle).

Ein solch verengter Sinnbegriff hält einer sozialphilosophischen und lebenswissenschaftlichen Prüfung nicht stand. Wenige Hinweise müssen an dieser Stelle genügen: Die Praxisphilosophie des Pragmatismus etwa kann fundiert aufweisen, dass alle Menschen als artikulierende Wesen darauf angewiesen sind, ihr Selbst- und Weltverhältnis explizit zu machen, um in einer widerständigen Welt handlungsfähig zu bleiben. Die Deutung der eigenen Situiertheit ist keine Zerstreung für religiöse Eliten oder spirituelle Avantgardist:innen, sondern ein notwendiger Modus gelungener Lebensbewältigung.

Im Zuge dieses Sense-Making greifen Menschen auf die Vielfalt an kulturell verfügbaren Sinngestalten zurück und artikulieren mit ihrer Hilfe, was die Welt für sie bedeutet. Wenn Sinn das ist, was sich einstellt, wenn das eigene Selbst- und Weltverhältnis stimmig gedeutet wird, dann sind die Sinngestalten die dafür genutzten Handlungsmittel. Bei ihnen kann es sich um religiöse Ausdrucksformen handeln, muss es aber nicht. Das Repertoire an kulturellen Deutungsangeboten ist weitaus größer. Der amerikanische Pragmatist William James hat darauf aufmerksam gemacht, dass diese Angebote zwei Bedingungen erfüllen müssen: Lebendigkeit und Bewährung (vgl.

Die Frage kann nicht mehr lauten: Wie steigern wir die Religiosität der Menschen? Sondern: Welche Ressourcen zur Lebensbewältigung brauchen sie, von denen der jüdisch-christliche Glaube ein Teil sein kann?

James 2022). Damit Deutungsfiguren auf dem Radar der Sinndeutung auftauchen, müssen sie für das Individuum lebendig sein, d. h. eine attraktive Option darstellen. Die Wahrheit (hier im Sinne von Bedeutung) dieser Sinngestalten hängt nun daran, ob sie sich in je individuellen Situationen tatsächlich als handlungsermöglichend bewähren.

Sicher ist ein bedeutender Anteil der gegenwärtigen Lage des Religiösen gesellschaftlichen Parametern geschuldet, keine Frage. Grund zur Beweislastumkehr gibt es mit James dennoch genug: Hat möglicherweise nicht die Mehrheit der Gesellschaft das Bedürfnis zur Sinndeutung verloren, sondern kirchliche Verkündigung versagt, die lebenspraktische Bedeutung ihrer jüdisch-christlichen Sinnressourcen in der Breite lebendig zu halten? Dieser Perspektivwechsel nimmt die Kirche unmittelbar in die gesellschaftliche Pflicht. Die Frage kann nicht mehr lauten: Wie steigern wir die Religiosität der Menschen? Sondern: Welche Ressourcen zur Lebensbewältigung brauchen sie, von denen der jüdisch-christliche Glaube ein Teil sein kann? Eine solche Dienstleistung am sozialen Möglichkeitssinn steht in der Spur des Ursprungs und stellt sich in den Dienst stimmiger Lebensführung.

Ein unkontrolliertes, ängstliches oder gar als Gesundheitskur getarntes Schrumpfen taugt dazu nicht. Was es braucht, ist nicht ein Weniger, sondern ein Mehr an Kirche: ein Mehr an Wachstum in Vielfalt, ein Mehr an organisationaler Professionalität und ein Mehr an gesellschaftlich anschlussfähiger Sinnproduktion.

LITERATUR

Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), 3. Bericht der Bundesregierung zur weltweiten Lage der Religions- und Weltanschauungsfreiheit. Berichtszeitraum 2020 bis 2022, Bonn 2023.

Collet, Jan Niklas/Eggensperger, Thomas/Engel, Ulrich, Offene Ränder – vielgestaltige Zugehörigkeiten. Theologische Reflexionen zu einer pluralitätsfähigen und engagierten Kirche in Bewegung, in: Etscheid-Stams, Markus/Laudage-Kleeberg, Regina/Rünker, Thomas (Hg.), Kirchenaustritt – oder nicht? Wie Kirche sich verändern muss, Freiburg i. Br. 2018, 208–288.

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) (Hg.), Wie hältst du's mit der Kirche? Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft. Erste Ergebnisse der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, Leipzig 2023.

Kläden, Tobias, Gleichzeitig Ernüchterung und Ermutigung. Die wichtigsten Ergebnisse der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, in: Herder Korrespondenz 77 (2023), H. 12, 13–16.

Gutmann, David/Peters, Fabian, #projektion2060 – Die Freiburger Studie zu Kirchenmitgliedschaft und Kirchensteuer. Analysen – Chancen – Visionen, Neukirchen-Vluyn 2021.

Gutmann, David/Peters, Fabian, Freiburger Studie 2.0. Ein Update der Prognosen zur Kirchensteuerentwicklung bis 2060, in: Herder Korrespondenz Spezial. Über Geld spricht man nicht. Die Kirche und ihre Finanzen, Freiburg i. Br. 2023, 33–35.

James, William, The Will to Believe. Der Wille zum Glauben. Englisch/Deutsch. Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt und herausgegeben von Matthias Jung [Great Papers Philosophie], Ditzingen 2022.

Rahner, Karl, Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg i. Br. 1972.

Schnelle, Udo, Das Evangelium nach Johannes [Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament 4], Leipzig 42009.